

NiLS MOHL

Schreiben heißt sich distanzieren



Ein Arbeitstagebuch, Oktober 2024

Verlagsbude



NiLS MoHL

Schreiben heißt sich distanzieren

Ein Arbeitstagebuch, Oktober 2024

Poetikvorlesung

in der Reihe „Poesie & Poetik“

an der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg



Selbst auf einer Anklagebank ist es immer interessant, von sich sprechen zu hören.

Albert Camus, *Der Fremde*

Poetikvorlesung? Was soll, was kann, darf, muss das überhaupt sein? Ich gestehe: Als Leser liebe ich sie, was vielleicht wenig verblüffend ist für jemanden aus einer Berufsgruppe, deren Angehörige fast alle Autodidakten sind. Mir gefällt, wenn andere von ihrem Schreiben und Leben berichten. Es inspiriert, amüsiert, empört, verstört. Je nachdem. Es ist ein ganz eigenes Genre.

Mit höchst unterschiedlichen Ansatzmöglichkeiten: Man kann vom Alltag und dem Werdegang als Künstler und Unternehmer berichten, natürlich. Wie kam das alles? Herkunft und Entwicklung. Biografie und Geschäftsmodell. Das wäre vielleicht das eine Ende des Spektrums. Am anderen Ende hätte man alles Handwerkliche. Wie geht das mit der Textproduktion und Textrezeption überhaupt? Wie macht man es selbst? Wie liest und interpretiert man das eigene Werk – oder aber auch die Werke anderer, den Vorbildern, den Feindbildern?

Die Poetikvorlesung ist ein Pendeln, wenn man so will, zwischen Lehre und Bekenntnis, zwischen Technik und Selbstdarstellung: Das Ich zeigt sich, gibt sich zu erkennen. Was entsteht, dieser Ich-Bericht des Künstlers, ergibt dann eine Art Zwischenbilanz. Ein richtiges, ein echtes Fazit wäre ja höchstens möglich, wenn man danach verstummt, aufhört. Darüber denke ich häufiger nach, als man denken sollte, über das Aufhören und den Schriftstellerruhestand.

Im Augenblick ist das allerdings keine akute Überlegung. Die Dinge sind in Bewegung. Ich weiß, es ist schön und ein Privileg, gefragt zu sein. Auch wenn es einen an Grenzen bringt. Und so hat sich aus der Zeitnot das Konzept für diesen Text ergeben. Eine Mitschrift soll es werden: Was ereignet sich gerade jetzt in meinem Schriftstellerleben? Was lässt sich zeigen von dieser Tätigkeit, die sich

meist doch, rein äußerlich betrachtet, so ereignisarm vollzieht. Es gibt wenig zu sehen, wenn man am Rechner mit den Worten ringt. Und was gehört überhaupt noch dazu? Was lässt sich teilen?

Vor mir liegt ein Monat, der intensiv zu werden verspricht. Es gilt einen Roman abzuschließen. Es stehen Reisen mit Lesungen an. Außerdem ist eine Reise an die Nordsee geplant. Und Ende des Monats, am 29. Oktober 2024, bin ich nach Halle eingeladen, um in der Reihe „Poesie & Poetik“ einen Vortrag zu halten.

Ich bin gespannt, was ich dann zu erzählen haben werde.

Bin gespannt, was bis dahin passiert ...

01. Oktober, Dienstag – Hamburg

6.184 Schritte



Wird es gelingen? Die Arbeit am neuen Roman nähert sich der Zielgeraden. Ich habe kein klares Bild. Das Tempo scheint gut, die Struktur ist ungewöhnlich, aber nicht kompliziert – das Ganze fühlt sich trotzdem auf seltsame Art riskant an. Nicht verkehrt, wahrscheinlich. Vor allem liegt das am Ende und an der rätselhaften Figur, die uns da auf ihrem Trip durchs Hamburger Nachtleben mitnimmt. Kester Schwarz. Siebzehn. Er geistert nach einem schweren Unfall auf der Autobahn, bei dem er wie durch ein Wunder unverletzt bleibt, durch die Straßen von St. Pauli. Er begegnet mehreren Menschen, die alle auf ihre Art nah am Abgrund balancieren – er will die Nacht der Nächte erleben und ist überzeugt, dass das nur klappen kann, wenn danach nichts mehr folgt.

„Engel der letzten Nacht“ wird das Buch heißen. Das Cover ist fertig, der Erscheinungstermin im März. Der Verlag kennt bislang nur das Exposé, außer mir

hat noch niemand auch nur eine Zeile der Geschichte gelesen. Meine Lektorin wartet, das weiß ich. Ich schreibe ihr am Morgen. Ich glaube, dass ich in etwa zehn Tagen fertig sein könnte. Ich hoffe es.

Das Jahr lief anders als geplant. Die Arbeit an einem anderen Roman, meinem ersten Kinderroman, hat länger gedauert. Dieses Buch hätte eigentlich jetzt, im Herbst 2024 erscheinen sollen. Nun wird es Sommer 2025. Ich überhole mich also praktisch selbst. Ungewollt.

Nach dem Morgenspaziergang mit dem Hund habe ich bereits Antwort. Meine Lektorin schreibt, wegen der Buchmesse gibt sie mir noch ein paar Tage drauf – „bis zum 18. Aber dann bitte bitte wirklich :-!“

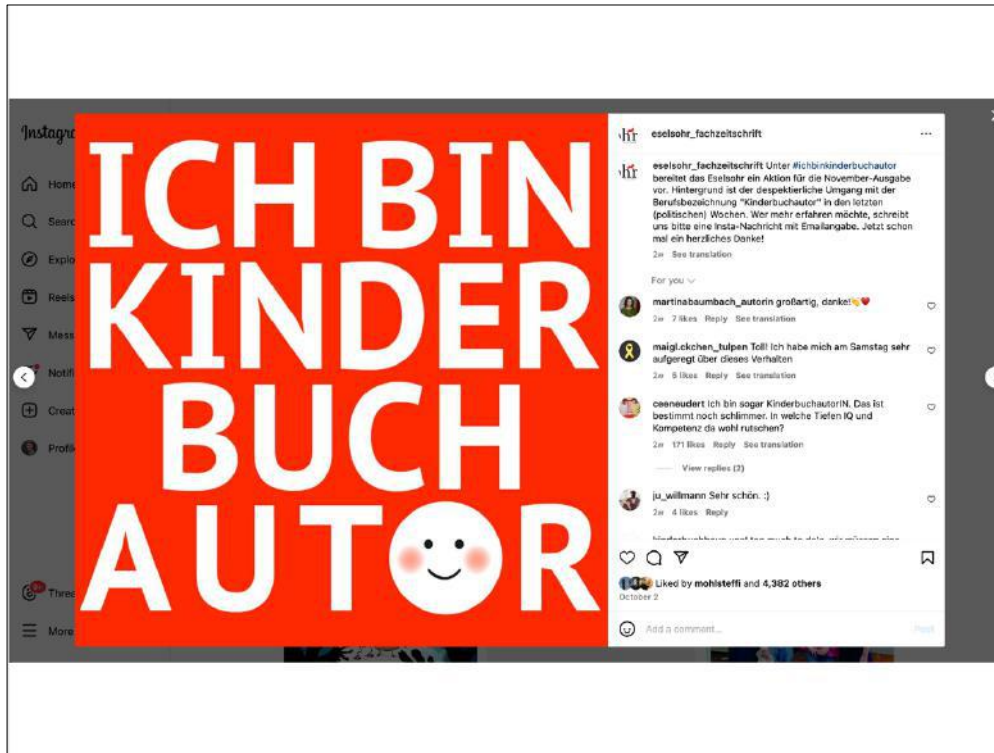
Es ist Tag 64 der Niederschrift an „Engel der letzten Nacht“. Fortschritt heute: 5386 Zeichen oder 906 Wörter – umgerechnet wären das knapp drei Standard-Druckseiten. Enorm viel für meine Verhältnisse. Aber funktioniert auch nur, weil ich bereits eine Rohfassung habe, die ich ausarbeite. Das ganze Gerüst steht. Ich muss alles nur lesbar machen, so verwandeln, dass der Film im Kopf möglichst zum Kinoerlebnis wird.

*

Am Abend schüttet es wieder. Keine 10.000 Schritte an diesem Dienstag.

02. Oktober, Mittwoch – Hamburg

9.091 Schritte



Wie will ich leben? Wie arbeiten? Wie ist es wirklich? Der Arbeitsrhythmus passt sich dem Alltag an. War bei mir schon immer so. In der momentanen Phase erledige ich die erste Schicht zwischen 6.30 und 9.00 Uhr im Bett. Mache am Klapprechner Notizen, falls im Halbschlaf Ideen aufgeblitzt sein sollten. Prüfe außerdem, ob Mails dringend beantwortet werden müssen, informiere mich übers Weltgeschehen, lese Kulturnachrichten und Sportberichte. Dann schalte ich das Mail-Programm aus. Spaziergang. Dabei höre ich Podcast. Zweite Schicht zwischen 10.00 und 12.00 Uhr in der Schreibgarage, Arbeit am Text. Mittags ein Snack. Dabei die Sendung „Studio 9“ auf Deutschlandfunk, wo die Themen des Tages mit einem Gast aus Medien, Kultur oder Politik besprochen werden. Im Anschluss jeden zweiten Tag Sport, sonst direkt Bürokratie. Dritte Schicht ab 15.00 Uhr. Zwischen 19.00 und 20.00 Uhr Kochen und Essen. Abendspaziergang.

Dann Feierabend oder Sonderschicht, abhängig vom Tageserfolg. Zwischen 23.00 Uhr und 24.00 Uhr wieder im Bett, letzte Mails, letzte Textarbeit, ein paar Seiten Lektüre oder ein Film. Je gleichförmiger diese Abläufe, desto größer die Fortschritte. In dieser Protokollform klingt das fürchterlich, in der Realität fühlt es sich oft beglückend an. Ich will das ja so, genau so. Alles dreht sich an solchen Tagen im Kopf, egal, wo ich bin, die ganze Zeit um die Geschichte, die dabei ist, Gestalt anzunehmen.

*

#ichbinkinderbuchautor – heute schlägt es in den Kanälen der sozialen Medien Wellen, dass der Kanzlerkandidat der größten Oppositionspartei den Vizekanzler in offenbar schmäher Absicht als „Kinderbuchautor“ bezeichnet hat. Da dürften sich alle Satiriker im Land jetzt wohl die Hände reiben. Wie sagte Raymond Chandler mal: „Polizeiarbeit ist ein verdammt großes Problem. Es ist ein bisschen wie die Politik. Sie verlangt nach Menschen vom höchsten Format, aber es gibt nichts daran, das Menschen vom höchsten Format anzieht. Also müssen wir mit dem arbeiten, was wir bekommen ...“

03. Oktober, Donnerstag – Hamburg

9.778 Schritte



An Feiertagen wie diesem passiert nichts anderes als sonst. Es gibt seit Jahren kein Wochenende: Die Arbeit geht einfach immer weiter wie gewohnt, gerade im Endspurt eines Projekts. Zwischendurch heitert mich eine Mail von Freund Max aus den USA auf. Er schreibt von einem Traum. Er und ich waren darin offenbar gemeinsam in einem neuen Job tätig – und zwar in der industriellen Schweineverarbeitung. Max schreibt: „... ein Sektor, in dem ich uns bislang so nicht gesehen hatte. Eine Mitarbeiterin belehrte uns, dass die Branche nicht ohne Probleme sei und wir ggf. Meldung machen sollten. Es gab aber nichts zu melden. Ich denke, da liegt die Interpretation: Broterwerb, nichts zu melden. Tut mir leid, dass ich dich da mit hineingezogen habe.“ Ich weiß nicht, ob M. überhaupt schon mal einen Traum mit mir geteilt hat. Früher haben wir mal gemeinsam Studentenjobs auf Baustellen gehabt. Derzeit arbeitet er als Technical Writer in

Kalifornien. Seine Autorenkarriere ist vor Jahren in eine Sackgasse geraten. Ich frage mich immer mal wieder, woran es gelegen haben mag. Ich würde behaupten, er war von uns beiden der viel Begabtere. Aber die Branche ist eben auch eine Branche wie die der Schweineverarbeitung. Und wie in jedem anderen Traumberuf: Es braucht auch für Karrieren die richtigen Begegnungen zur richtigen Zeit. Vielleicht auch die Lust daran, nach gewissen Spielregeln zu spielen. Ganz sicher braucht es enorme Ausdauer und Chancenklugheit – und dafür wiederum vor allem: Chancen. Aber ist ja auch müßig. Seit bald 20 Jahren lebt Max jetzt in den USA. Ich denke, er ist nicht unglücklich mit dem Leben. Auch Schriftsteller a. D. dürfen wir uns also als zufriedene Menschen vorstellen.

*

Randnotiz: Als junge Autoren haben Max und ich Träume in Literatur immer enorm verabscheut. Handwerklich werden die ja meist dafür benutzt, um etwas zu erklären, zu erläutern, zu illustrieren, was die Geschichte auf einem anderen Weg nicht hinbekommt. Es gelingt nie so richtig überzeugend, wirkt fast immer schlimm konstruiert. Mir kam das immer auch wie Verrat an echten Träumen vor. An ihrer absurden Unberechenbarkeit und Schönheit.

04. Oktober, Freitag – Hamburg

10.544 Schritte



Die Frau an der Garderobe im Foyer fragt, ob ich nicht besser meine Mütze abgeben möchte. Schließlich sei das ein sehr feierlicher Anlass. Meine roten Chucks kann sie zum Glück gar nicht sehen. Und ich behalte meine Mütze auf. Sie gehört schließlich zu meinem Schriftstellerkostüm.

*

Auf Einladung der Kulturbehörde wohne ich der Vergabe des Siegfried-Lenz-Preises an Claire Keegan im Hamburger Rathaus bei. Ich kenne einige ihrer Kurzgeschichten und bin sehr gespannt auf die Dankesrede. Die allerdings entfällt mehr oder weniger. Sie dankt einfach ein paar Menschen – und das war's. Keine

Liebeserklärung an die Literatur und ans Schreiben. Kein poetologisches Statement. Kein politisches. Keine Kritik an irgendwem. Nichts.

Als ich 2011 für „Es war einmal Indianerland“ den Oldenburger Kinder- und Jugendbuchpreis bekam, durfte ich zu meiner Überraschung am Schluss der Veranstaltung auch ans Rednerpult. Ich hatte nichts vorbereitet. Hinterher war ich sehr enttäuscht von mir. Wie oft bieten sich solche Gelegenheiten schon? Und hatte ich als junger Künstler nicht immer darauf gehofft, dass mir einst mal zugetraut wird, Menschen etwas zu sagen zu haben?

Außerdem hatte ich als junger Künstler übrigens immer gedacht, es wäre toll, geladener Gast bei Veranstaltungen wie dieser zu sein. Doch tatsächlich ist es vielleicht schön fürs Ego, eingeladen zu werden. Aber richtig gerne bin ich dann gar nicht vor Ort, wenn Smalltalk mit Glas in der Hand unter Kronleuchtern betrieben werden muss, umgeben von Menschen in Anzügen und Kostümchen.

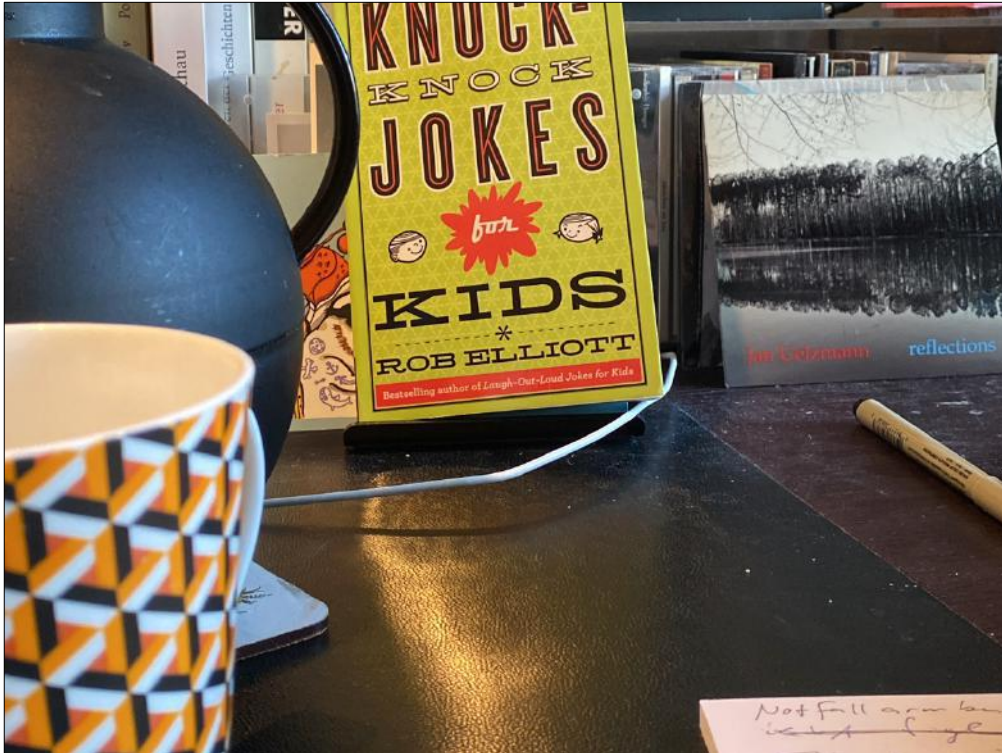
Ich schaffe heute immerhin zwei Gespräche mit alten Weggefährten, freue mich tatsächlich über das Wiedersehen. Kollege Posch, der mal mit Freund Max zusammen Stipendiat im Künstlerhaus Lukas in Ahrenshoop war. Und Werner Irro, Lektor meines ersten Romans. Nach zwei Gläsern Wein am Mittag muss ich dann aber auch sowieso weiter.

*

Treffe meine Mutter zum Mittagessen im Blockhouse und zum anschließenden Besuch auf dem Friedhof Öjendorf: sechster Todestag meines Vaters. Es wäre eine gute Gelegenheit, ihn in unseren Erinnerungen lebendig werden zu lassen. Aber meine Mutter ist eben meine Mutter, und vor allem auch wegen ihrer Demenzerkrankung mit ihren Themen beschäftigt. Am Grab immerhin sagt sie mit Blick auf den Sonnenschein: „Guck, den schickt dein Vater uns.“

05. Oktober, Samstag – Hamburg

11.056 Schritte



Tag 68 der Niederschrift an „Engel der letzten Nacht“. Es ist Roman Nummer 8, den ich schreibe. Es wird Roman Nummer 7 sein, der erscheint. Manchmal kommt es mir ganz und gar unerklärlich vor, wie es zur Auswahl der eigenen Stoffe kommt. Kann man sich seinen Weg überhaupt aussuchen?

Wohin bin ich unterwegs als Schriftsteller? Als Erzähler? Als Dichter? Was soll die Literatur können, die ich schreibe? Wonach suche ich?

Abenteuer.

Das ist das Erste, das mir in den Sinn schießt.

Wäre das vielleicht die Überschrift?

Ich mag das Wort. Die Sehnsucht, die darin steckt. Das Leben intensivieren. Heißt auch: Die Wirklichkeit aufbrechen. Heißt im besten Fall womöglich dann sogar: Hineingucken in die Abgründe dahinter?

Fest steht: Wir leben ja nicht nur in dieser Realität. Wir bewegen uns durch viele Realitäten, ein andauerndes Rollenspiel.

Da ist zum Beispiel die Realität, in der ich 10.000 Schritte jeden Tag laufen möchte. Weil ich das Gefühl habe, dass es mir guttut. In dieser Realität bin ich Ehemann (von A.), Vater von drei Kindern, ein Junge (demnächst 21), zwei Mädchen (16 und 19), Sohn, Bruder (meiner Schwester Wiebke, die im Süden des Landes lebt), Hamburger, als freier Autor selbständiger Unternehmer.

Und so weiter ...

Ich bin allerdings auch begeisterter Realitätsflüchtling in dieser Realität.

Beame mich immer wieder nur zu gerne weg aus der Wirklichkeit. Mit Arbeit. Mit Sport. Natürlich mit Literatur. Mit Filmen. Mit Musik. Mein Leben lang schon. Früher oft auch destruktiv, vor allem mit Alkohol.

Welches wohl die Wunden waren, die man damit desinfizieren wollte?

Zum Teil die Wunden wohl der vorherigen Generationen. Das weiß man ja inzwischen. Mutter und Vater Kriegskinder, Jahrgang 1941 und 1944. Die Generation davor, die der Großeltern, auf der väterlichen Seite arm, auf der mütterlichen Seite politisch verblendet. Beides wurde im Familienkreis nicht verschwiegen, aber wenig reflektiert. Weil das Sprechen darüber nie erlernt wurde. Keine Sprache dafür da war.

Und was gab man uns mit auf dem Weg – zur Heilung, zum Trost?

Alle Chancen der Welt.

Ist das richtig?

Richtig ist: Vielleicht ist der Weg über die Fiktion ja auch ein Ausweg. Etwas Konstruktives immerhin. Mein Ausweg.

Grundiert womöglich von einer Urangst von uns Wohlstandsmenschen: etwas zu verpassen, festzustecken. Wo das losging? In der Kindheit? Mit sechs Jahren, einige Zeit nach einer Hüft-OP ans Bett gefesselt gewesen. Eingegipst. Im Rollstuhl gesessen. Ein zweites Mal das Laufen lernen müssen.

Eine von diesen Kränkungen des Ichs, die früher oder später wahrscheinlich uns alle während des Aufwachsens blühen, die uns formen, als Plotpoints der Lebensgeschichte quasi.

Aber wie wird aus Autobiographie ein Programm?

Funktioniert das überhaupt so?

Wieso arbeite ich mich an den Herausforderungen von Kindheit und Jugend so ab? Was ist das für ein Programm?

Meins.

Ich bin nun mal ich. Unfertig, noch immer. Beschränkt in meinen Möglichkeiten. Ich kann nicht alles. Ich kann sogar sehr wenig. Es ist aber Glück, etwas gefunden zu haben als Schriftsteller, das mich pausenlos Neues entdecken lässt.

Ewige Jugend also?

Es gibt härtere Schicksale!

*

Bemerkenswert sonst an diesem Samstag: Ich schreibe selbst keine einzige Mail.

06. Oktober, Sonntag – Hamburg

8.470 Schritte



Gegen Abend mal zur Abwechslung wieder die Birkenstockkatschen gegen die roten Chucks eintauschen – trotz Romanendspurt. A. und ich treffen Lena Raubaum auf Fish & Chips am Hafen. Die Kollegin aus Wien ist für Lesungen im Norden.

Es gibt ja kein Naturgesetz, dass einen automatisch alle Menschen mögen lässt, die den gleichen Beruf haben wie man selbst. Manchmal scheint sogar eher schwierig, in diesem Beruf auf die Menschen zu stoßen, zu denen man sich zugehörig fühlt. Aufmerksamkeit heißt die Währung des Betriebs, Wettbewerb das Geschäft, für Neid ist man schnell anfällig.

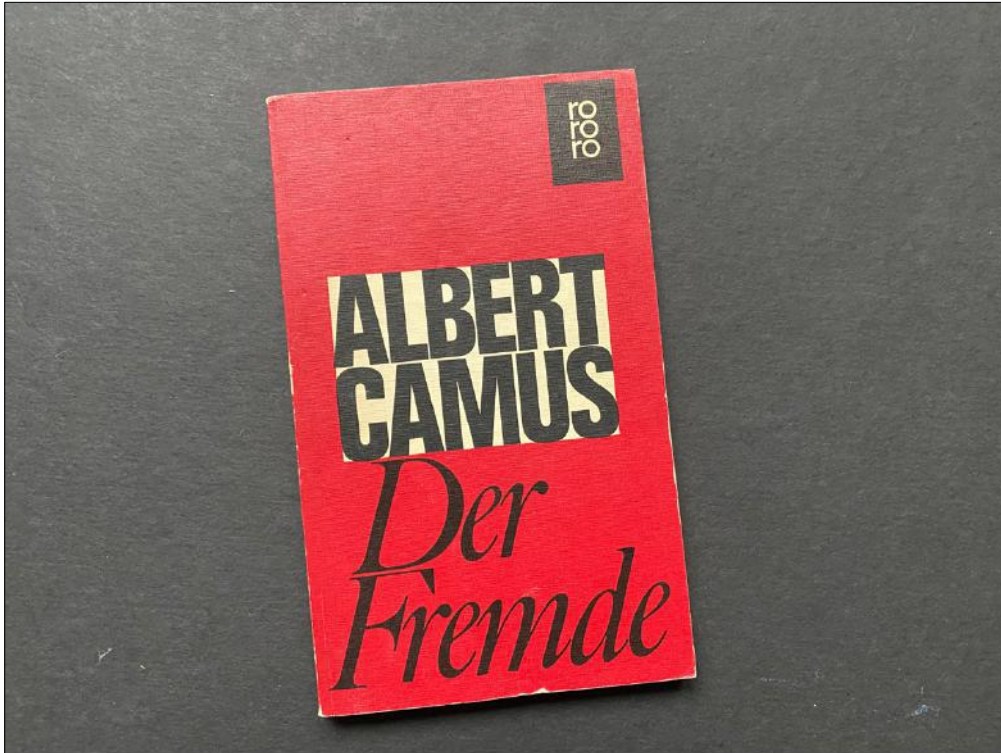
Deshalb freue ich mich besonders, dass wir Lena einfach so treffen. Denn natürlich gibt es das auch in diesem Beruf, wo die Grenzen zwischen Freundschaft und professioneller Netzwerkerei oft unklar sind, das Gefühl der Dankbarkeit, mit

wirklich tollen und sehr besonderen Menschen in Kontakt zu kommen. Leider ist viel zu wenig Zeit, während die Sonne beim Versinken Himmel und Fluss spektakulär verziert.

A. und ich haben noch Karten für eine Veranstaltung im Schmidtchen am Spielbudenplatz. „Poetry Schlamassel“. Manchmal denke ich ja, Humor in der Literatur könnte die Königsdisziplin sein. Ein richtig gutes Stand-up-Comedy-Programm performen zu können, wäre sicherlich berauschend. (Es muss ja noch Ziele geben.) Leider sind die Witzchen an diesem Abend eher mau. „Steht ein Pferd auf dem Flur, ein echtes Pferd ...“

07. Oktober, Montag – Hamburg

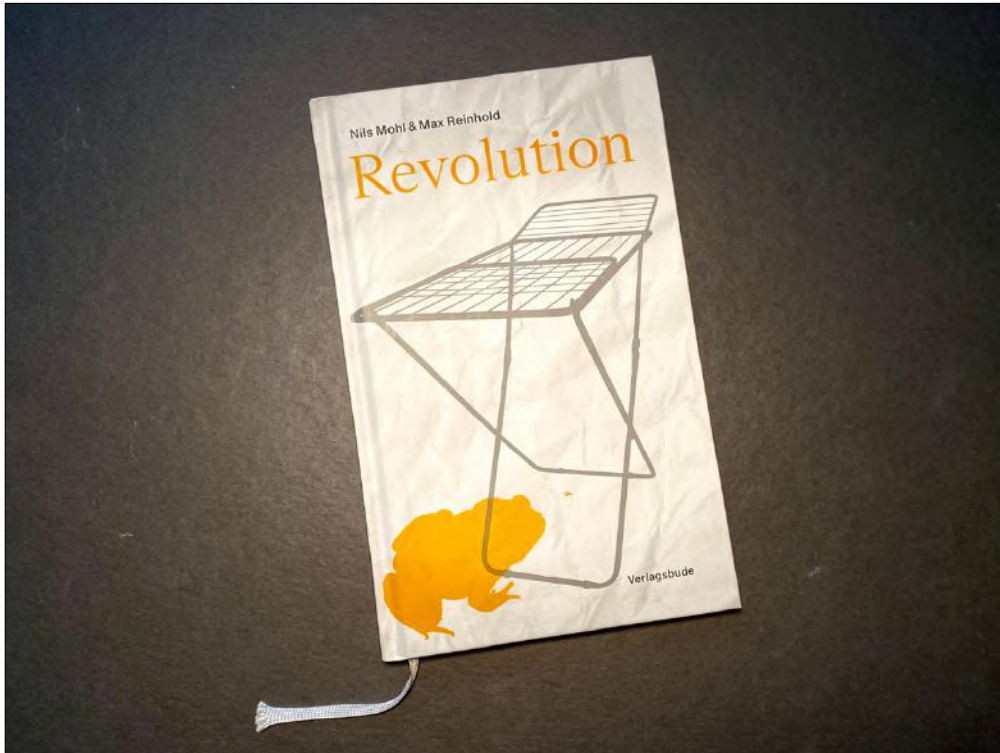
8.964 Schritte



#workhack – wenn ich morgens nicht ins Schreiben komme, lese ich zurzeit immer ein bisschen in „Der Fremde“ von Camus. Ein Lebensbuch, das ich speziell für dieses Projekt hervorgeholt habe. In der Hoffnung, dass vielleicht ein Hauch davon abfärben könnte? Auch. Es ist aber ein guter alter Kniff. Geht im Grunde mit fast jedem Buch, das einem gefällt. Sich mit etwas Gutem zu literarisieren. Klappt bei mir jedenfalls verlässlich: Spätestens nach anderthalb Seiten Lektüre bekommt das Schreibhirn neue Lust, springe ich zurück in den eigenen Text. Und dann das schöne Hineinsteigern plötzlich, wenn man drin ist. Stunden vergehen in zigfacher Geschwindigkeit.

08. Oktober, Dienstag – Hamburg

7.062 Schritte



Freund Max hat Geld überwiesen. Wir haben Ende des letzten Jahrhunderts begonnen, gemeinsam als Autorenduo Literaturprojekte zu realisieren. Entstanden sind zwei fertige Theaterstücke, drei abendfüllende Leseprogramme und sogar ein verstiegener Briefwechsel. Ich habe immer darauf gehofft, diese Werke eines Tages in Buchform zu veröffentlichen. Inzwischen ist der erste Band fertig, wundervoll gestaltet von Nele Steinborn, eine der Besten ihres Fachs, wenn man mich fragt. Finanziert durch einen Teil des Geldes, das es im Sommer für den Krüss-Preis gab. Ich habe das fertige Werk Max nach Kalifornien geschickt. Offenbar hat es ihm gefallen. Mit seiner Spende kann ein weiterer Band in Auftrag gegeben werden, das noch unaufgeführte Stück „Ruhm“ könnte noch dieses Jahr als Buch erscheinen ...

09. Oktober, Mittwoch – Hamburg

4.150 Schritte



Mittags kleiner Snack: Chiapudding mit Nüssen. Dazu „Studio 9“. Zu Gast bei Korbinian Frenzen ist Nora Bossong, Schriftstellerin. Das gibt es immer mal wieder, dass Kolleginnen und Kollegen eingeladen werden (bislang nie Kinder- und Jugendbuchautorinnen oder -autoren, versteht sich leider).

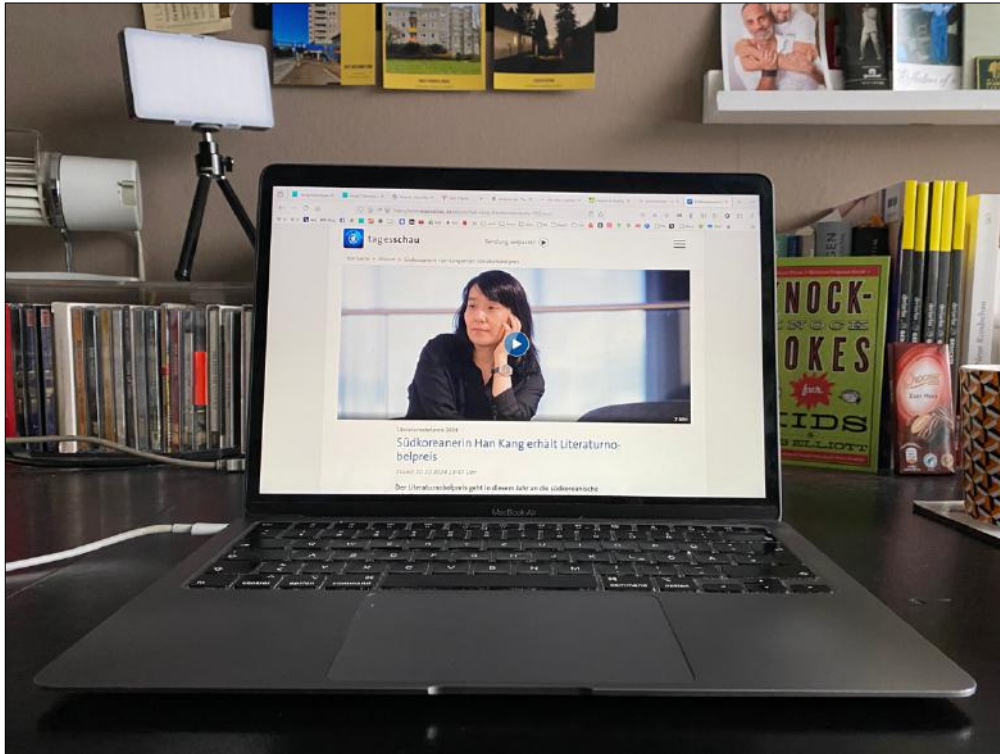
In der Bürokratiezeit danach Absprachen wegen eines Lehrauftrags im Wintersemester in Siegen. Aus Lüneburg kommt eine Anfrage wegen Juryarbeit. Ich lehne wenig ab. Viel zu wenig vermutlich. Das Dilemma der Selbstständigkeit. Man möchte niemanden verprellen, man kann nie wissen, ob überhaupt noch etwas kommt, wer weiß, ob das Interesse nicht auch einfach mal abebbt und

versiegt. In den nächsten Monaten gibt es aber schlicht keine Kapazitäten mehr. Meine Antwort kommt mir wie Notwehr vor.

Ich schreibe: „... dass schon wieder Herbst ist, kann ich gar nicht richtig glauben. Wo ist das Jahr hin? Gerade ist bei uns ziemlich viel im Umbruch. Die Jugend entschwindet in die Welt, die Alten verabschieden sich in Etappen. Meine Mutter hat Alzheimer, das hält mich doch ziemlich auf Trab. Ein Freund nannte diese Lebensphase kürzlich Rush Hour. Wie passend. Ich finde es total toll, dass du an mich gedacht hast für die Jury-Arbeit. Aus reiner Vernunft muss ich aber leider absagen. Es ist einfach alles so schwer abzuschätzen im Augenblick. Und ich fürchte mich ein bisschen vor hohen Lesestapeln. Ich hoffe, bei dir ist alles gut. Auf ganz bald!“

10. Oktober, Donnerstag, Hamburg

10.971 Schritte



Mittags wird bekanntgegeben, dass der Literaturnobelpreis an die Südkoreanerin Han Kang verliehen wird. Die achtzehnte Frau. Einhundert Männer haben den Preis zuvor bekommen. Was mich außerdem sofort beschäftigt: Han Kang ist 53 Jahre alt, genau wie ich. Zum ersten Mal erhält diesen Preis jemand aus meiner Generation. Es freut mich total. Ist das seltsam? Es freut mich für uns, die wir als Kriegskinderkinder geboren wurden, am Lagerfeuer des Fernsehens aufwuchsen, das Ende des kalten Krieges als junge Erwachsene feiern durften, ins Internet als Pioniere aufbrachen, den 11. September zu Beginn unserer Berufslaufbahnen erlebten und uns heute schämen, nicht genug für den Planeten und den Frieden getan zu haben. Wir, die wir im Schatten der Babyboomer als Generation X tituliert werden. Welche Spuren hinterlässt meine Generation wohl in der Literatur ...?

In unserer Lebenszeit hat sich die gesellschaftliche Bedeutung von Büchern und Literatur stetig verringert. Und die Welt ist kleiner geworden, wortwörtlich durch die Übervölkerung und im übertragenen Sinne, die Kulturen in der westlichen Welt sind deutlich durchmischter. Und das gilt auch für die Künste: Wir sind die ersten, die ganz selbstverständlich mit globalen Einflüssen aufgewachsen sind, sei es über Musik, Filme oder eben das Internet. Es gibt deshalb im besten Falle eine größere Offenheit, sich stilistisch und thematisch quer durch die Weltliteratur zu bewegen.

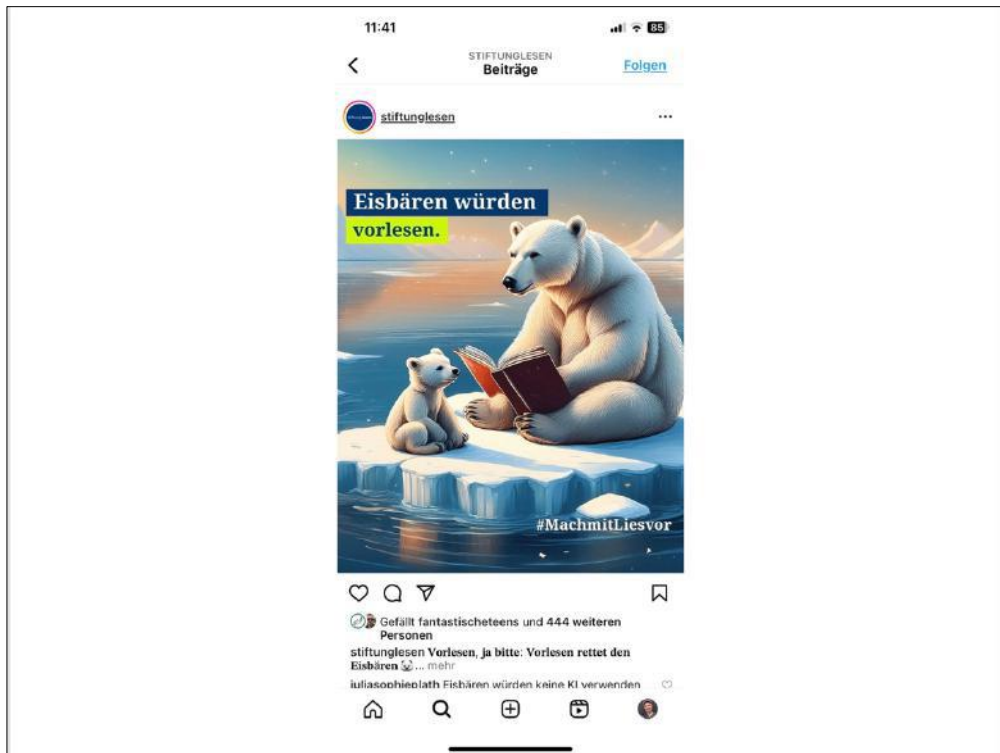
Die positive Sicht ist: Das macht unsere Texte auch jenseits der eigenen Kultur zugänglich. Die negative Sicht: Alles wird gleichförmiger. Globale Themen wie Migration und kulturelle Identität und Entfremdung sind inhaltlich vielleicht die Neuerung gewesen, formal die komplexen Erzählstrukturen und Zeitspielereien, vielleicht auch die Versöhnung von Avantgarde und Unterhaltung? Was wir ja außerdem bekamen, war die Trivialmythologie. All die Popmythen, die uns durchs Leben begleiten. Die ja auch meine Geschichten durchdringen. Cowboys, Indianer, Ritter, Astronauten, Außerirdische – jetzt also im neuen Roman Engel. Und im fertigen Kinderroman Monster. Was macht das mit uns Menschen? Wie formt das Fiktive Welt, unsere Welt, und unsere Weltwahrnehmung? Was macht das mit dem Miteinander, mit unserem Leben?

Es gibt noch genug zu tun.

Und den Literaturnobelpreis hat diese Generation jetzt schon mal. Toll!

11. Oktober, Freitag – Hamburg

6.639 Schritte



Vorletzter Tag in Ruhe am Schreibtisch. Ich hätte gerne jetzt noch mal drei Jahre, um dieses Buch in aller Ruhe reifen zu lassen. Aber die gibt mir keiner, das kann ich mir nicht leisten, deshalb freue ich mich einfach, zumindest ein bisschen: Es scheint sich alles zu fügen, die Zeit drängt weiter, die Zeit wird aber vermutlich reichen. Ich werde bis nächste Woche etwas abgeben können, was ich mag. Das heizt den Arbeitsrausch an: Das Ende ist nun fast erreicht. Die letzten Textlücken schließen sich.

Das Ausmaß der Verrücktheit, dieses Unternehmen „Roman“ einst gestartet zu haben, wird einem dann immer erst richtig bewusst. Bei Roman Nummer 6, Henny & Ponger, war es damals so, dass ich aus einer seltsamen Mischung aus Erschöpfung und Ergriffenheit, weil sich alles gefügt hat, wirklich weinen musste, als ich die letzten Zeilen geschrieben habe. Manche sagen ja, es gibt nichts

Besseres, als geschrieben zu haben. Ich weiß nicht. Ich finde eher, diese ultrararen Momente, wo es sich so anfühlt, als wenn man das Handwerk wirklich auf eine Art beherrscht, dass etwas gelingt, sind das Tollste überhaupt.

*

In einer meiner heute sehr kurzen Arbeitspausen stolpere ich über den Eisbären. Die Stiftung Lesen wirbt für eine neue Vorlese-Kampagne mit dem Slogan: „#MachmitLiesvor: Starke Stimmen, starke Motive.“ Diese Motive wie eben das von einem Eisbären mit seinem Eisbärenkind wurden von einer KI generiert. Der Slogan vielleicht auch, möchte man spotten. Aber unter den Illustratoren ist vielen offenbar weniger zum Spotten, sondern ganz anders zumute. Erwachsene Menschen, kurz vorm Heulen, wüten in die Telefonkameras, posten Videos auf ihren Kanälen. Angeblich ist das Signal an die Künstler, das von dieser Aktion mit KI-Bildern ausgeht: „Ihr seid austauschbar, ihr seid euer Geld nicht wert.“

Ich finde das alles nicht leicht zu beurteilen.

Ich habe schon mit KI ein Buch illustrieren lassen, ich habe bei Auftritten KI-Songs und KI-Bilder benutzt. Ich arbeite fast täglich mit KI. Ich frage Chat GPT welche Tonfolge ein Schulgong spielt. Ich frage, was Bunkerwände so robust macht. Ich bitte auch mal um alternative Formulierungsvorschläge, wenn ich mich an einem Satz festgebissen habe. Toller wäre es, ein Heer von Assistenten zu beschäftigen. Keine Frage.

Ich finde, es gibt viel Hysterie gerade.

Aber ob die auch an der richtigen Stelle ausbricht?

Schwach fand ich jedenfalls schon immer das Argument, dass wir von der KI beklaut werden. „Klau“: Das ist doch das kreative Prinzip schlechthin, oder nicht? Alle meinen tollen Formulierungen – wo habe ich die denn her? Ich, Mensch, funktioniere doch auch wie eine generative KI. Füttere mich mit lauter Kram, ein Leben lang schon. In mir wird es durch den Häcksler gejagt und neu zusammengesteckt.

Sind Künstler austauschbar?

Könnte so sein. Waren sie vielleicht schon immer. Aber ersetzt die KI wirklich jemanden? Ist sie nicht nur ein Werkzeug? Tut sie, was immer sie tut, nicht immer nur, wenn man ihr es aufträgt?

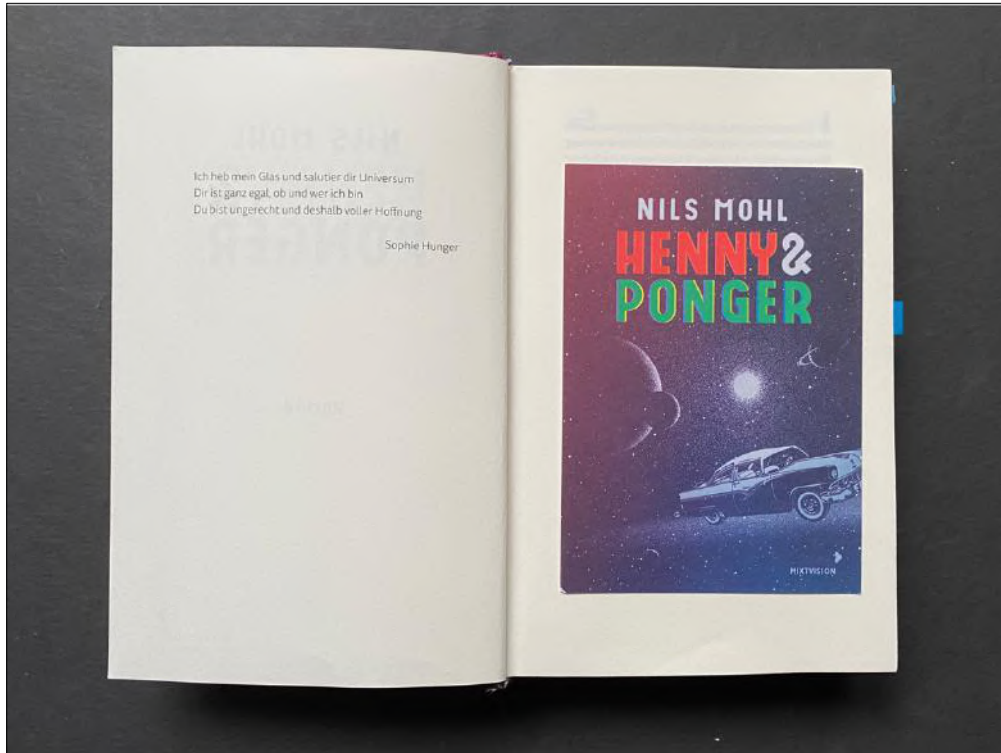
Vielleicht wird Schreiben künftig eher etwas wie Regieführen? Was wird wohl möglich sein in fünf, zehn, fünfzehn Jahren? Der Geist kehrt nicht mehr zurück in die Flasche, nehme ich an. Ich bin aber eher neugierig. Technologisch.

Ökonomisch wiederum sehe ich allerdings die Aussichten auch weniger rosig. Denn was vermutlich stimmt: Die Künstler werden natürlich am Ende die Deppen sein, die das Material liefern, den Stoff, mit denen andere großen Reibach machen.

Doch das ist nicht wirklich neu, oder?

12. Oktober, Samstag, Hamburg

7.176 Schritte



Wahrscheinlich kann sie auch das: Sophie Hunger hat einen Roman geschrieben, der nächstes Jahr erscheint. Sie, deren Musik und ihre Liedertexte so wunderbar und klug sind. Von ihr stammt das Motto, das meinem Roman „Henny & Ponger“ vorangestellt ist: „Ich heb mein Glas und salutier dir Universum/ Dir ist ganz egal, ob und wer ich bin / Du bist ungerecht und deshalb voller Hoffnung“. Kaufe sofort Karten für ihren Auftritt in der Elphilharmonie. Belohnung für einen noch einmal sehr langen Tag am Schreibtisch. Fansein ist großartig. Und es ist so beruhigend, dass das nie aufhört.

13. Oktober, Sonntag – Hamburg, ICE, Donaueschingen

7.544 Schritte



Die ruhige Schreibzeit ist vorbei, die nächste Lesertour beginnt. Beginnt am geliebten Hamburger Hauptbahnhof, Gleis 14. Der ICE fährt pünktlich. Und in Wagen 7, wo die reservierten Plätze für die Vielfahrer wie mich sind, stülpe ich die Noise Cancelling Kopfhörer über und klappe den Rechner auf. Gehe noch einmal die letzten Seiten des Romans durch. Schicke A., die heute Zeit zum Lesen hat, das Dokument, fast 200 Dokumentseiten. Doch wieder. Dann Arbeit am Montagsgedicht. Wie fast jeden Sonntag seit nun beinahe vier Jahren, damit es morgen auch gleich früh auf Instagram veröffentlicht werden kann.

*

Höre den Rest der langen Fahrt eine Menge Podcasts (Die Zwischentöne von Deutschlandfunk mit Arno Geiger, First Draft mit Richard Powers), schlafe ein. Meine Mutter meldet sich mit einer Textnachricht, weil ihr Fernseher verstellt ist. Aber niemand scheint zum Helfen greifbar. Kein Nachbar. Niemand. Versuche mit meiner Schwester eine Lösung zu finden. Der Pflegedienst könnte am Abend sicherlich mal gucken. Aber als der nach vielem Hin und Her endlich informiert ist, schreibt meine Mutter: „Ich habe es wieder hinbekommen!!!“

*

Softeis auf dem Hamburger Fischmarkt in Offenburg, wo ich in die Regionalbahn umsteige. Und um 16.22 Uhr Nachricht von A. Gut die Hälfte des Romans hat sie bereits gelesen, gefällt ihr alles gut bisher. Ich esse eine Pizza im Hotelrestaurant in Donaueschingen. Trinke zwei Gläser Wein dazu. Gehe noch eine Runde spazieren durch den nächtlichen Ort.

Spät am Abend ist A. dann durch. Das Ende erscheint ihr noch wirr. Was daran liegt, dass es noch wirr ist. Ich mache mich gleich wieder ran. Arbeite bis 2.30 Uhr in der Nacht.

14. Oktober, Montag – Donaueschingen und Löffingen

8.648 Schritte



Auftritt vor Zweitklässlern am Morgen in der Stadtbibliothek Donaueschingen. Auf dem Programm steht „Wilde Radtour mit Velociraptorin“. Die Einspielung eines Abschnitts aus dem Hörbuch, gelesen von Christoph Jöde, kommt wie immer am besten an. Kapitel F wie Fluchen – ein sicherer Brüller.

*

Als ich auf der Weiterfahrt das Mailprogramm öffne, habe ich Nachricht von der Lektorin des Kinderromans „Die Insel der Schlasocks“. Sie schickt ein PDF der Fahnen. Beim Überfliegen freue ich mich einmal mehr über die grandiosen Illustrationen von Michael Roher. Entdecke aber auch, dass plötzlich Leerzeilen in einige Kapitel eingebaut wurden, um so die graphische Gestaltung der Seiten zu

optimieren. Inneres Aufstöhnen. Hoffe, dass sich das schnell beheben lässt. Das stört für mein Empfinden extrem den Lesefluss.

*

In Löffingen Spaziergang im Sonnenschein zu Aldi. Salat, Griechischer Joghurt, Nüsse, Schokolade, Wein kommen auf Laufband. Mit der Beute geht es zurück an die Arbeit am Ende von „Engel der letzten Nacht“. Noch einmal letzte Kräfte mobilisieren. Noch einmal sich hineinbegeben in die letzten Kapitel. Noch einmal bis spät in die Nacht die letzten Momente mit Kester durchleben. Bis die Augen nicht mehr können. Schon halb im Schlaf noch denken: Vielleicht werde ich sogar mal einen Tag vor dem allerletzten Tag fertig ...

15. Oktober, Dienstag – Löffingen

8.481 Schritte



Stadtbücherei Löffingen. Zwei Minuten vom Hotel. Heute wieder „Wilde Radtour“. Was man für Geld so macht: Zum Beispiel auch drei Mal nacheinander das gleiche Programm abspulen, drei Mal nacheinander denselben Text lesen. Was man dabei lernt: Das funktioniert wahrscheinlich nur, wenn man zumindest kleine Variationen einbaut. Nur für sich selbst. Um halbwegs bei Verstand zu bleiben.

*

Langer Spaziergang nach den Auftritten. Höre Zeman und Setz: „Erster Österreichischer Sachbuchpreis“. Sie sprechen in ihrem Podcast mit dem schrulligen Namen dieses Mal über die Biografie des Meeres. Es ist aber im Grunde egal, worüber Clemens Setz spricht. Seine Klugheit ist beinah

einschüchternd. Wie auch sein stetig wachsendes Werk. Interessant dabei ist, dass ich von seinen dicken Büchern noch nie eins bis zum Ende geschafft habe. Obwohl es nicht unbedingt an den Texten liegt. Vielleicht möchte ich mir das einfach nur aufsparen?

*

Abends heute mal wieder etwas Warmes: Dönerteller. Im „Kebab & Döner Haus“ zu Löffingen. Ein Laden, der ein wenig die Übersetzung des American Diner in die deutsche Provinz ist. Hohe Lederbänke vor großen Fensterfronten. Chartmusik. Ich stecke die Stöpselkopfhörer ein, höre Nachrichten im Radio. Die Welt brennt noch immer. Mit dem Löschen geht es nicht voran.

16. Oktober, Mittwoch – Löffingen, Freiburg

9.218 Schritte



Buchmesse überall auf allen Kanälen. In Frankfurt am Main der alljährliche Zirkus. Die letzten beiden Jahre war ich da – einmal zum Erscheinen von „Henny & Ponger“ und einmal als Nominierter zur Verleihung des Deutschen Jugendliteraturpreises. Ein großer Sympathisant der Messe-Veranstaltung war ich nie. Eine Demutsveranstaltung für Autoren, hat mal jemand behauptet. Ich stimme zu. Die Masse an Neuerscheinungen gibt mir jedes Mal das Gefühl völliger Bedeutungslosigkeit. Das Buhlen um die Aufmerksamkeit des Publikums scheint völlig witzlos, wenn man durch die Hallen geistert, zumal ja alles ein halbes Jahr später in Leipzig quasi wieder von vorne beginnt. Dann wird das Herbstprogramm aus den Regalen geräumt, muss fürs Frühjahrsprogramm Platz machen. Ein paar Monate im Normalfall: Dann verschwindet, woran man Jahre gearbeitet hat,

wieder in der Versenkung, wo ein eisiger Wind heult, im Abseits der öffentlichen Wahrnehmung.

*

Nach drei weiteren Lesungen an Schulen in und um Löffingen herum Weiterreise nach Freiburg. Höre unterwegs in der Bahn die neueste Folge des Podcasts von Freund Oli Kemmann („Rocketfuel – der Podcast für Zukunftsfähigkeit & innovation!“). Er spricht mit dem Spiegel-Autor Tom Schulz über dessen Buch „Projekt Lebensverlängerung“. „Wie werden wir alle 100 Jahre alt?“ Ich frage mich: Würde man das wollen? Wobei: So lange wäre auch das nicht mehr hin – gerade mal 47 Jahre. Sechs Jahre weniger als ich bereits auf dem Buckel habe. (Brutale Mathematik.)

*

Does a story die with its narrator?

Ab-ab

Surely it's forgotten sooner or later

Ab-ab

Hope they spell my name right in the paper

Ab-ab

In here lies the great impersonator

Halsey, The Great Impersonator

*

Am frühen Nachmittag bin ich im Hotel. Kurzer Nap. Hinterher letzte Änderungen am Ende des Romans, ich schicke es um 18.59 Uhr noch einmal an A. Dann Essen beim Asiaten. Bin der einzige Gast im Lokal. Laufe danach ein wenig durch die Innenstadt, höre Musik von meiner aktuellen Playlist, mehrfach „The Great Impersonator“ von Halsey. Hänge alten Erinnerungen nach. Meine Schwester hat hier studiert, eine Freundin von mir auch. Ich war häufiger zu Besuch in der Zeit, als ich an meiner Magisterarbeit geschrieben habe, in den guten alten 1990er Jahren. Viele Stunden in Antiquariaten gestöbert, noch mehr Stunden am Kopierer in der Bibliothek gestanden. Macht man heute vermutlich alles kaum noch so. Wahrscheinlich kein Drama. Aber auch nach Abzug aller Nostalgie: die 90er waren wunderbar – für die meisten jungen Mitteleuropäer zumindest. Für mich auf jeden Fall.

17. Oktober, Donnerstag – Freiburg, Rheinfeldern

9.680 Schritte



Am Frühstücksbuffet sehe ich das erste Mal in einem Hotel auf meinen Reisen ein Tablett mit Schokoküssen. Und ich entdecke, während ich in den Tee puste und auf dem Telefon herumschrolle, dass man „Engel der letzten Nacht“ bereits im Handel vorbestellen kann. Verrückt.

*

Nach der Lesung am Morgen in Freiburg mit über 100 Kindern habe ich jetzt insgesamt in vier Tagen acht Mal aus „Wilder Radtour mit Velociraptorin“ gelesen. Und damit dann knapp doppelt so viel Honorar kassiert wie für das Schreiben des Buches selbst. Verrückt.

Und auch verrückt: Ich sitze im Freiburger Colombipark in der Sonne, als Kollege Stavarič mir schreibt, mich fragt, ob ich einen Vortragstermin mit ihm tauschen kann. Eine halbe Stunde Kalender-Tetris. Mehrere Mails. Aber ich kann. Und während ich noch auf der Bank sitze, schreibt mir die Bibliothekarin, die mich am Morgen betreut hat, eine sehr nette Nachricht, hat man auch nicht regelmäßig: „Lieber Nils Mohl, ... Sie haben es geschafft, die Kinder mit dem tollen Konzept Ihres Buches völlig zu begeistern. Besonders die persönlichen Elemente und das eingebaute Quiz waren nicht nur aufschlussreich, sondern auch sehr unterhaltsam. Trotz der kleinen Unruhen im Publikum haben Sie sich nicht aus der Ruhe bringen lassen – das hat uns sehr beeindruckt! Auch die Wertschätzung, die Sie Ihren Mitkünstlern entgegengebracht haben, wie der begabten Zeichnerin ... und dem Sprecher des Hörbuchs, war wunderbar zu erleben. Noch einmal vielen herzlichen Dank für diesen inspirierenden und mitreißenden Vormittag.“

*



Es geht weiter nach Rheinfelden, nahe der Schweizer Grenze. A. hat inzwischen das überarbeitete Ende gelesen: Daumen hoch. Im Hotel ändere ich noch eine Kleinigkeit, die mir in der Nacht eingefallen ist. Schreibe dann meiner Lektorin: „... da ist er nun, der Engel – ich bin mal gespannt ... vor allem natürlich darauf, was du sagst.“ Es ist 15.37 Uhr. Am letzten von insgesamt 80 Tagen, die ich für die Niederschrift des Romans gebraucht habe. Plötzlich habe ich frei. Die Sonne scheint durchs Fenster.

Spätestens ab 15:41 Uhr beginnt die Ungeduld. Tagelang wird von nun an auf Antwort gewartet werden. Wie immer. In Hotelzimmern in fremden Städten ist leider auch niemand in der Nähe, um mit einem Feiern zu gehen. Aber vor die Tür gehen kann man. Und so leicht aufgekratzt kommt einem die Welt da draußen dann verblüffend wundersam vor.



18. Oktober, Freitag – Rheinfelden, Muttenz, Bad Krozingen

9.777 Schritte



Heute zur Abwechslung mal eine Lesung aus „Henny & Ponger“. Die insgesamt 80. aus dem Roman in den letzten zwei Jahren. Vor mit in der Stadtbibliothek Rheinfelden sitzen passenderweise rund 80 Teenager und man macht sich wirklich große Sorgen um diese Alterskohorte. Sind die alle inkontinent? Fast pausenlos rennt irgendwer auf Klo während der einstündigen Veranstaltung. Ich will das nicht ins Lächerliche ziehen, aber schräg ist es schon. Während der letzten 80 Lesungen aus „Henny & Ponger“ wollte ich sehr selten wegrennen und musste kein einziges Mal auf Klo.

*



Genau diese Anekdote von den inkontinenten Teenagern erzähle ich am Abend bei der letzten Lesung der Woche. An der PH in Muttenz in der Schweiz. Das Publikum hier: Lehramtsstudierende. Auch prima, mal wieder mit Erwachsenen zu tun zu haben. Bei Scherzen wird gelacht. Es gibt ein interessantes Gespräch. Und jemand outet sich sogar als echter Fan des Romans, der über das Ende von mir erfahren möchte. Wobei ich dann leider wenig hilfreich sein kann. Ist ja eine Binse: Kein Autor weiß mehr, als im Text steht.

*

Im Anschluss reise ich weiter nach Bad Krozingen, besuche dort meine Schwester. Zu viel Wein. Aus einer Flasche, auf deren Etikett Engelsflügel abgebildet sind.

19. Oktober, Samstag – Bad Krozingen, ICE, Hamburg

12.906 Schritte



Langer, langer Spaziergang mit meiner Schwester am Morgen durch das herbstliche Bad Krozingen. Es geht viel um unsere Mutter, aber nicht nur. Und das ist schön.

*

Rückfahrt mit dem ICE. Versuche ein wenig Bürokratie zu erledigen. Es gibt die Anfrage, ob ich nicht auch auf der Unterstützerliste stehen möchte, die im nächsten Eselsohr zur Aktion „Ich bin KinderbuchautorIn“ erscheinen wird. Eine Folge der Schmähäußerung dieses Kanzlerkandidaten Anfang des Monats. Ich bin aber kein großer Freund von Listen, beteilige mich eigentlich nie an so etwas. Ein

Teil von mir fühlt sich dann schlecht, aber der andere sperrt sich immer stur gegen Vereinnahmung.

Als auch sonst alles Dingliche erledigt ist, schaue über die Bord-Mediathek den Film „The Whale“ von Darren Aronofsky nach dem Drehbuch von Samuel D. Hunter. In meinem Zustand erwischt mich die Geschichte am Ende ziemlich. Muss ein paar Mal unterbrechen, weil ich keine Lust haben, heulend in einem vollbesetzten Bahnabteil zu hocken. Wobei meine Empfindsamkeit in diesem Moment nicht unbedingt nur an der Geschichte liegen muss. Dünnhäutigkeit ist ziemlich normal nach Abgaben größerer Projekte: Man ist übernächtigt und in einem Ausnahmezustand, jedes Mal wieder, die Nerven sind durch. Froh sein darf man dann, wenn man weniger als zehn Kilo zugenommen hat nach Monaten intensiver Textarbeit. Zucker hat unter Stress ja eine enorme Anziehungskraft. Zumindest auf mich. Denke ich – und greife zur Schokolade.

*

Apropos Stress: Ich stelle auf dem Rest der Fahrt beim Schweifen durchs Netz fest, dass ich offenbar einen großen Buchmessen-Aufreger verpasst habe. „Es ist eine Scheiße, eine Unverschämtheit“, dass er den Deutschen Buchpreis nicht gewonnen hat, schimpft Autor M., wie ich lese, im Spiegel-Gespräch. Bereits die Preisverleihung selbst hatte der Schriftsteller wohl lauthals fluchend verlassen: „Ihr verdammten Wichser!“ Jetzt erklärt er: „Man darf schon mal schimpfen. Ich habe doch keine Flaschen geworfen. Was war denn früher los in der Gruppe 47? Die haben gestritten und gebrüllt. Das ist der Literaturwelt abhandengekommen, dass man Emotionen zeigt. Alle wollen nur noch nett zueinander sein ... Ich muss eine Scheidung finanzieren und habe 35.000 Euro Steuerschulden angehäuft. Und andere Schulden auch. Viele Leute im Literaturbetrieb können sich gar nicht vorstellen, wie das ist, wenn man, wie ich, gerade mal 4000 Euro auf dem Konto hat und hohe Schulden. Für mich war es eben schon existenziell, dass diese einmalige Möglichkeit, die der Preis mir geboten hat, an mir vorüberging.“ Dazu

fällt mir ein, dass Caroline Wahl ja auch im August es schon schwer hatte mit dieser Jury. Sie schrieb aus Insta: „bin traurig und wütend, dass ich nicht auf der longlist stehe, auch wenn ich’s irgendwie wusste.“ Dass noch nie ein Kinder- und Jugendbuch auf der Liste stand, hat komischerweise keinen je gestört. In den letzten 20 Jahren ...

*

19:40 Uhr – zurück in Hamburg am Hauptbahnhof.



20. Oktober, Sonntag – Hamburg

9.518 Schritte



Ein Tag, der glatt als halbfreier Tag durchgehen könnte: Langer Spaziergang mit dem Hund. Sport & Sauna. Ein bisschen Sortierungen am Schreibtisch. Arbeit am Montagsgedicht – „was man so fürchten muss“.

Viel mehr passiert nicht. Und am Abend bereite ich Fish & Chips & Spinach. Ein bisschen aus Nostalgie. Das war immer das Sonntagsessen mit meiner Tochter Anfang des Jahres während unserer fünf Monate in Athens, Georgia.

21. Oktober, Montag – Hamburg & Amrum

11.842 Schritte



Fahrt nach Amrum. Hier habe ich am 24. Juli in unserem Wohnwagen mit dem Schreiben an „Engel der letzten Nacht“ begonnen. Ich hatte zum Start bereits ein zehnsseitiges Exposé und über 20 Seiten mit Notizen. Die ersten Tage habe ich mich dann auf der Insel nur darum gekümmert, das Exposé aufzuteilen und die Notizen zuzuordnen. Das waren zum Beispiel bestimmte Beschreibungen einer Szenerie. Oder Sätze, von denen ich wollte, dass Figuren sie im Laufe der Geschichte sagen. Dieses Zeug sammle ich manchmal über Jahre für diverse Projekte. Auch in diesem Fall. Angefangen hat es zwischen Januar und April 2016. Damals habe ich gemeinsam mit İlker Çatak (seit diesem Jahr Regisseur mit Oscar-Nominierung), an einem Exposé für eine Mini-Serie mit dem Titel „B*sch“ gearbeitet, nach dem Maler, der vor Jahrhunderten diese rätselhaften Werke voller grotesker Figuren und bizarrer Landschaften geschaffen hat. In unserem Fall ging

es allerdings um einen fiktiven Club im heutigen Berlin. Die Sache war aber schnell wieder vom Tisch. Ich hatte damals einen Engel in die Geschichte hineingeschmuggelt. Der immerhin ist geblieben. Und drumherum dann etwas ganz Neues entstanden. Bei Erscheinen des Buches werden dann die Anfänge der Stoffentwicklung neun Jahre zurückliegen. Deswegen ist die Frage, wie lange man für das Schreiben eines Buches braucht, auch immer kaum zu beantworten. Die Zeit der Niederschrift an der Tastatur macht ja nur einen Bruchteil des Ganzen aus. Ein bisschen wie bei Schwangerschaft und Geburt.

22. Oktober, Dienstag – Amrum

10.181 Schritte



Bekomme eine Mail von Kathleen Hildebrand. Sie ist bei der Süddeutschen Zeitung als Redakteurin im Feuilleton verantwortlich für die Kinder- und Jugendbuchseite. Aktuell sitze sie an einem Text über den manchmal schwierigen Stand, den Kinder- und Jugendbuchautoren in Deutschland haben, teilt sie mir mit. Anlass sind natürlich die Äußerung dieses Kanzlerkandidaten und die folgende Kampagne „Ich bin KinderbuchautorIn“ Anfang des Monats. Wir telefonieren am Mittag kurz. Sie interessiert sich dafür, ob ich als Autor da eine Schlechterstellung sehe und wo genau die stattfindet – im Geld, in der öffentlichen Wahrnehmung, in beidem? Im Grunde ein alter Schlager. Aber super, dass ein Feuilletonthema draus werden soll. Und meiner Eitelkeit schmeichelt es auch, dass es von Interesse ist, wie ich diese Dinge sehe. Ich bemühe mich beim Gespräch jedenfalls sehr, nicht zu klagen. Damit poliert man ja nie ein Image auf.

23. Oktober, Mittwoch – Amrum

11.217 Schritte



Lese Rainald Goetz: „wrong“ – Textaktionen, lautet der Untertitel. Es sind Kritiken, Interviews und Vorlesungen aus anderthalb Jahrzehnten, gesammelt in einem Band. Einiges kenne ich schon. Schön, diese Dinge noch mal zu lesen und noch Neues zu entdecken. Das Werk von Rainald Goetz ist eins, das in seiner Besonderheit klar heraussteht. Intellektuell und jung, jung seit Jahrzehnten. Kunstpopliteratur. Völlig eigen, besonders, groß. Allerbesten Satz: „Schreiben heißt veröffentlichen, zuerst vor sich selbst.“ Da ist alles drin. Alles. Das ist eine ganze Poetikvorlesung. Ich wünsche mir, auch einmal einen solchen Satz zu finden. Ein einziges Mal nur, dann könnte ich den Laden, still vergnügt, direkt schließen. Wenigstens mal für eine gewisse Zeit.

*

Schreibe an den Texten für dieses Tagebuch hier. Erwische mich dabei, wie ich immer wieder auch in den Mail-Eingang schaue. Fast eine Woche rum. Noch keine Nachricht von meiner Lektorin zu „Engel der letzten Nacht“.

*

Beim Scrollen durch die Schlagzeilen der Kulturnachrichten stelle ich fest: Der große Buchpreisaufrerger mit immer neuen Episoden: Die Serie „Mensch Meyer und die Wichser“ mausert sich zu dem erwartbaren Erfolg. Weil man die Geschichte so herrlich aus verschiedenen Blickwinkeln erzählen kann, beinah ganz nach Belieben. Diskutiert wird, ob das nun peinlich und unfair ist, wenn man unterliegt und nicht die Klappe hält – das ist dann die Geschichte vom schlechten Verlierer. Oder ob es nicht auch einfach sympathisch ehrlich sein könnte, mal auf den Putz zu hauen, zumindest aber nicht so schlimm, weil ja Martina Hefter, die Siegerin, nicht beleidigt wurde, sondern nur die Jury – das ist die Geschichte vom verletzlichen Außenseiter, dem Sieger der Herzen, erzählt dann voll heimlicher Bewunderung. Oder zumindest voll Verständnis. Weil unsere Welt ja nun einmal die Welt ist, die sie heute ist – eher Wettschwimmen im Haifischbecken als Wattedpusten-Wettbewerb.

Mich persönlich würde ja besonders die Geschichte des gewieften Starautors als Medienprofi interessieren. Die Literaturbetriebsrealität. Ich frage mich tatsächlich, ob es wie beim Trump-Attentat im Sommer wohl verblüffender Instinkt war – die derben Worte des Buchpreiskandidaten beim Wutausbruch hier, die stolz gereckte Faust des angeschossenen Präsidentschaftskandidaten dort? Oder ist dieser Geschichtenerzähler einfach gut vorbereitet gewesen – Dankesrede in der Sakko-Tasche, Plan B für den Fall der Fälle im Hinterkopf? Ich erinnere mich: Als Mensch Meyer beim Bachmannpreis las, schüttete er vor laufender Kamera sein Wasserglas voll bis zum Überlaufen. Als er 2008 den

Leipziger Buchpreis gewann, jubelte er mit erhobener Bierflasche. Und beides wirkte wie Teil einer alles andere als spontanen Inszenierung.

So oder so: Dieser PR-Stunt in Frankfurt ist geglückt. Artig spielt die Aufmerksamkeitsmaschine mit: Der Spiegel (mit Interview), Süddeutsche Zeitung, taz, Der Standard, Stern – und viele mehr erzählen ihre Geschichte von Mensch Meyer. Könnte ich übrigens auch: Ich bin 2003 mal beim MDR-Literaturwettbewerb in Leipzig hinter Meyer dritter geworden, der auch nur zweiter wurde, aber dafür noch den Publikumspreis als Lokalmatador gewann, wenn ich das richtig erinnere. Keine dreißig war er damals. Sein Text war ein Auszug aus dem späteren Romandebüt und passte gut zu seinem Auftreten. Zu laut, aber unterhaltsam. Verstörend, aber zugleich altmodisch anrührend. Kassengestell und Tattoos. In einem Kosmos, wo man es vor allem mit höflichen und manchmal wirklich sehr braven Menschen zu tun hat, kam er mir aus der Nähe und später auch aus der Ferne dann immer vor wie ein etwas aus der Zeit gefallener Autorentyp, Marke trinkfestes Raubein uramerikanischer Prägung, ein bisschen gestrig. Er, der Enkel eines Kunstprofessors, der den Proleten mimt. In andauernder Schriftstellerklischee-Phase, die wir ja alle auf die eine oder andere Weise mal hatten. Dass er jetzt eine Karl-May-Figur in seiner Geschichte auftreten lässt, ist natürlich schon berührend.

Wovor ich wirklich den Hut ziehe: Es gibt nur wenige Autorinnen im Land, die es schaffen, dass sie bekannter sind als ihre Bücher. Es gibt in diesem Spiel um Preise und Aufmerksamkeit naturgemäß mehr Verlierer als Gewinner. Insofern gäbe es tatsächlich Grund zur Huldigung des Skandal-Coups.

Die Frage wäre dann vielleicht nur, ob das nicht auch niederschmetternd ist, wenn am Ende das Werk nur Randnotiz bleibt. Wer hat den tausendseitigen Mensch-Meyer-Klotz gelesen? Wer wird es noch tun?

Ich habe die dreißig Seiten der Leseprobe nicht bis zum Ende geschafft. Und auch keine Buchbesprechung gefunden, die mir schlüssig erklären konnte, was dieses Epos zum Buch der Stunde oder zum künftigen Klassiker machen könnte.

*

Mein Imageberater fragt an dieser Stelle im inneren Dialog mit mir etwas lehrmeisterlich: „Was lernen wir jetzt daraus?“

„Der alternde weiße Mann bleibt immer noch gut für Schlagzeilen?“, schlage ich vor. „Solange man sich für keine Peinlichkeit zu schade ist, jedenfalls.“

„Nein“, sagt mein Imageberater, „sei einfach froh, dass du Kinder- und Jugendbuchautor bist. Ich weiß nicht, ob kindisches Verhalten einem jenseits der Belletristik groß weiterhilft.“

24. Oktober, Donnerstag – Amrum

12.920 Schritte



Blauer Himmel, bepflockt mit ein paar drolligen Wolkengebilden, frisch aus der Kochwäsche. Leider keine Rauchzeichen am Horizont, keine Flaschenpost im nassen Ufersand, weiter nichts von meiner Lektorin. Eine Woche hat sie den Roman nun. Mir fallen tausend Dinge ein, die das bedeuten könnte. Einige davon durchdenke ich laut für A., während wir bei herrlicher Herbstsonne um die Südspitze der Insel spazieren. Sie sagt: „Wart’s ab. Die Geschichte ist gut. Genieß die Nordseeluft.“ Tue ich.

Später schwingen wir uns dann noch aufs Rad, pünktlich zum äußerst fotogenen Sonnenuntergang. Es geht zum Restaurant Likedeeler in Steenodd, wo A. und ich am 11. September vor 25 Jahren unsere Hochzeit gefeiert haben. Damals war ich noch Kaufhauskassierer.

25. Oktober, Freitag – Amrum

12.082 Schritte



Packen. Schreiben. Spaziergehen. Später etwas Bürokratie am Rechner. Damit das Postfach sich gar nicht erst zu sehr füllt.

Die Süddeutsche schickt zwei Zitate zum Autorisieren, was ich gerne mache. Obwohl ich seit dem Gespräch auch ein paar Mal darüber nachgedacht habe, dass diese Diskussion um die Geringschätzung von Kinder- und Jugendliteratur meist wieder und wieder an derselben Sache krankt. Man steckt fest in dieser bescheuerten Opferrolle: keiner nimmt uns ernst – mimimi!

Dabei sollte man vielleicht nach Möglichkeiten suchen, den Spieß umzudrehen. Und dafür sollte man vor allem einfach noch bessere Arbeit machen. Ich glaube ja fest, dass das dann früher oder später auch auffällt. Außerdem darf man sich daran erfreuen, dass das Publikum, das man hat, einfach länger lebt ...

26. Oktober, Samstag – Amrum & Hamburg

6.486 Schritte



Das Taschenlampenlicht der Telefone funzelt uns etwas Helligkeit in das Inseldunkel beim Bepacken der Schubkarren. Der Strom ist abgeklemmt am Wohnwagen. Der Reißverschluss der Zelttür schließt sich für den Winter.

Auf der Fähre dann eine große Naturshow zum Abschied: Der Sonnenball hebt sich am Horizont aus dem Meer. Steigt wie ein Ballon aus glühendem Gold auf aus silberblauem Wasser, schwebt dann rund und fotogen über den Wellen. Es wird eifrig auf die Auslöser gedrückt unter den Gästen der Noderaue.

*

In Hamburg halten wir kurz vor Ziel am Kiosk um die SZ zu organisieren, wo heute der Artikel von Kathleen Hildebrand erscheint. Titel: „Als sei das keine

Literatur“. Es fallen schmeichelhafte Worte über mich, sie reiht mich ein in eine Liga mit u. a. Andreas Steinhöfel und Bart Moeyart. Wie vermutet, bleibt es unterm Strich allerdings dabei: Wir sind die Opfer. Wie den jungen Menschen zollt man auch uns Literaten oft nicht den verdienten Respekt. Trotzdem ist das ja mal ein Anfang: Es ist ein langer Artikel – und der Aufmacher im Feuilleton.



*

Während ich noch mit Wahnblinker auf dem überfüllten Parkplatz halte, schaue ich außerdem in meine Mails. Und wie das so ist: An manchen Tagen passieren alle Dinge dann auf einmal. Meine Lektorin schreibt. Betreff: „Zwischenmeldung und Zeitplan“. Sie wirkt höchst zufrieden.

Sie schreibt, dass sie bereits die Hälfte fertig lektoriert habe. Sie freut sich über Tempo, Setting, Figuren und die Sprache. Sie lobt: „... ein besonders schöner Ton.“ Sie schreibt: „Das wird jedenfalls (wieder) ein richtig gutes Buch, freue

mich.“ Und sie glaubt, dass sie mir in vier Tagen den Text zurückschicken kann, damit er dann Mitte November pünktlich in der Herstellung landet.

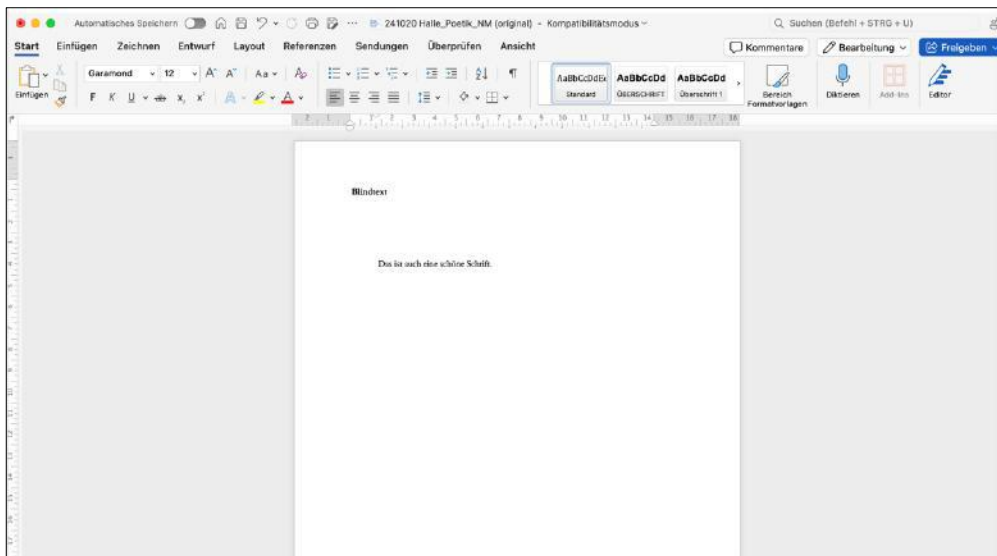
*



Am Abend das erste Mal im Insempark in diesem Jahr. Die Hamburg Towers spielen gegen den MBC aus Weißenfels. Und verlieren haushoch. Aber das ist natürlich nur ein Spiel, das Verlieren folgenlos, zumindest für mich als Zuschauer.

*

Verlieren kann aber auch furchtbar dramatisch sein. Ich bin schon halb am Wegnicken im Bett, möchte nur noch schnell etwas im Netz nachschlagen, da startet sich der Rechner aus dem Nichts einfach neu. Danach ist dieses Dokument hier mit meinem Oktobertagebuch plötzlich leer, zurückversetzt in den Urzustand des von mir formatierten Musterdokuments, das ich als Vorlage benutzt habe. Es steht dort nur: „Dies ist auch eine schöne Schrift.“



Ein Alptraum. Die Arbeit eines Monats – weg? Ich sage zu A.: „Mir wird ganz schlecht.“ Gegen meine Gewohnheit habe ich nicht jeden Tag eine neue Kopie angelegt. Aus Zeitnot. Es war so viel anderes los. Aus Dummheit. Ich murmelte: „Das glaubt einem heute ja auch kein Mensch, dass so etwas passiert. Alles wird in Clouds gespeichert. Ich weiß gar nicht, was das ist? Russischer Hackerangriff auf Kinderbuchautoren? Verwechslung mit dem Vizekanzler?“

A. sagt: „Dann musst du die Vorlesung zur Not eben verschieben.“

„Das tue ich nicht, das geht nicht.“

„Menschen werden auch mal krank. Was denn dann?“

Ich denke weiter darüber nach, ob ich an nur einem Sonntag eine ganze neue Vorlesung schreiben könnte. Ich überlege außerdem, ob ich etwas übersehen habe, durchforste die Festplatte, recherchiere im Netz.

Die Sache ist völlig rätselhaft. Als A. dann eingeschlafen ist, folge ich der Empfehlung eines Online-Hilfeforums, entdecke eine Kopie des Dokuments im Recovery-Ordner. Der Pfad kommt mir in dieser Sekunde vor wie das mit Abstand schönste Gedicht der Welt:

~/Library/Containers/com.microsoft.Word/Data/Library/Preferences/AutoRecovery

27. Oktober, Sonntag – Hamburg

6.486 Schritte



Uhrenumstellung. Das Geschenk von einer Stunde mehr – es wird einem leider viel zu selten gemacht. Ich blödele mit meiner Jüngsten am Vormittag wegen dieser Sache auch ein wenig herum. Und komme so zur Idee zum Montagsgedicht für morgen. Dann lockt mich das Licht nach draußen ... Blattgold segelt mit beim Spazieren vor die Füße, wieder und wieder. Ich, im Herzen Sommerkind, fürchte mich vor der dunklen Jahreszeit, und zwar immer mehr mit zunehmendem Alter. Aber wenn der Herbst so ist, wie er heute ist, mir sanft und warm mit Sonnenstrahlen über den Rücken streichelt, dann ist er ein Freund. Und sehr willkommen.

*

In den üblichen vier Schichten sitze ich auch an diesem Sonntag wieder an der Arbeit. Am Ende arbeite ich in der Garage am Schreibtisch bis 23.00 Uhr an diesem Tagebuch. Es wird in kompletter Länge zu umfangreich sein für den Vortrag am Dienstag. Aber das ist nicht dramatisch, Kürzen geht immer. Und Hauptsache, das Dokument bleibt so, wie ich es abgespeichert habe, auf der Festplatte. Hauptsache, der Rechner macht keine Faxen mehr.

28. Oktober, Montag – Hamburg & Sangerhausen & Wickerode

3.297 Schritte



Begleite meine Mutter zur Vorbesprechung wegen der Tagespflege im Seniorenheim. Auf dem Weg zum Besprechungsraum begegnen wir auch einigen „Klienten“, wie unsere Ansprechpartnerin die alten Menschen auf der Station nennt. Ein Mann trägt ein eckiges weißes Pflaster am Kopf, eine Frau sitzt im Rollstuhl, eine andere blickt am Tisch starr hinaus in die Welt. Meine Mutter ist geschockt. Das merke ich sofort. Die Vorbesprechung wird zum Desaster. Ich bin mir hinterher ziemlich sicher, dass meine Mutter nicht mal den Probetag dort absolvieren wird, auf den wir über ein halbes Jahr warten mussten. Später erst geht mir so richtig auf, was ihr da passiert sein muss. Kennen wir das nicht alle? Fürchten wir das zumindest nicht alle? Das Erschrecken in dem Moment, wenn wir uns in anderen erkennen, erkennen müssen: Die da sind ja wie ich! Das

Wunschbild von sich selbst, das dann im Inneren urplötzlich zerplatzt wie die sprichwörtliche Seifenblase. Ein grausames, lautloses Peng!

*

Unvorhergesehene Straßensperrung, als ich mit meinem Koffer auf Reisen gehe – die Poetikvorlesung steht an. Komme zu spät zum Bahnhof, aber der ICE nach Halle zum Glück auch. Es reicht dann sogar noch für den Kauf eines Frustfranzbrötchens bei „Franz & Friend“. Das erste in diesem Jahr.

*

Abends bereits in Sachsen-Anhalt. Kürbissuppe, Salat, Brot und Wein in bester Gesellschaft. Gute Gespräche – diesen Monat viel zu wenig gehabt. Schreiben hat ja auch etwas Asoziales. Der Gedanke vorm Einschlafen mit Blick auf die App: Manchmal kommt man auch mit sehr wenig Schritten sehr weit. So wenig waren es diesen Monat wirklich noch gar nicht ...

29. Oktober, Dienstag – Wickerode & Halle

7.410 Schritte



Heute ist also der Tag: Der Vortrag aus diesen Aufzeichnungen steht an. Als der Wecker um 6.00 Uhr klingelt, schreibe ich die letzten Texte dafür zusammen. Dann, auf dem Weg zum Hotelfrühstück, bewundere ich die beeindruckende Fotogalerie mit den Prominenten. Wo immer es diese Huldigungswände gibt, findet man ein Bild von Reinhold Messner. Ich schreibe Freund Max deswegen an. Er antwortet: „Mit dem Haarschopf gehoerst du in jede Herberge. Links daneben: Truck Stop!“

*



Morgenspaziergang. Dann werde ich abgeholt, und es geht nach Halle. Bis wenige Minuten vor Beginn der Veranstaltung sitze ich noch an den letzten Korrekturen dieses Textes hier. Ich streiche vor allem alles auf eine, wie ich hoffe, halbwegs akzeptable Länge zusammen. Ich ergänze noch einige Bilder.

*

Kurz vor 12.00 sind das Vortragskript und die Präsentation Uhr provisorisch fertig. Dieses Oktobertagebuch natürlich noch nicht ganz. Ich habe vor, es die nächsten zwei Tage weiterzuführen. Das erzähle ich auch am Ende dem Publikum im Saal. Und ganz am Schluss blende ich dann eine Kachel mit einem Zitat von Oscar Wilde ein. Oscar Wilde geht fast immer. Aber das Zitat passt auch einfach perfekt zu dieser Situation, zu einem solchem Moment, wenn ein Schriftsteller als Schriftstellerdarsteller mit seinem Ich-Bericht schließt. Es handelt von der

Schönheit und dem Glück des Spiels mit der Wirklichkeit. Es erklärt, wieso ich liebe, was ich tue – und wieso ich mich selten so einig mit mir selbst fühle wie beim Schreiben. Es lautet: „Der Mensch ist am wenigsten er selbst, wenn er in seiner eigenen Person spricht. Geben Sie ihm eine Maske, und er wird Ihnen die Wahrheit sagen.“

*

Es folgt Applaus. Kein stürmischer Applaus, aber doch ein nicht nur höflicher, würde ich behaupten. Für das anschließende Gespräch bleiben noch fünfzehn Minuten. Das ist nicht viel. Und ich habe den Eindruck, die Form hat einige doch verblüfft. Mehrere Studierende sind sogar, habe ich bemerkt, bereits relativ früh aus der Veranstaltung gegangen. Schade, dass ich wohl nie erfahren werden, wieso genau. Welche Erwartungen wurden da wohl enttäuscht? Tatsächlich habe ich mich auch für den Tagebuchansatz entschieden, um möglichst authentische und überraschende Einblicke in meinen Berufsalltag gewähren zu können. Um nicht mit Schreibkunstphrasen zu langweilen oder mit Elfenbeinturmgeschwafel zu nerven. Ich wollte gerne vermitteln, was es heißt, heute Schriftsteller und Ein-Mann-Unternehmer zu sein. Und zweifle dann doch sofort, ob die Idee nicht falsch, weil unterm Strich zu eitel gewesen ist. Typisch: Ein paar Wenige, die ihr Missfallen offen zeigen, beschäftigen einen mehr als all die anderen, die einem still und leise Zeit und Aufmerksamkeit schenken. Oh, du zartes Künstlerseelchen.

*



Nachts Basketball. Erstes Saisonspiel der Blue Devils: Korbjäger eines kleinen Privatcolleges in Detroit, Michigan. Ich habe den Wecker gestellt, um meinem Ältesten und seinem neuen Team beim Gucken des Live-Streams die Daumen zu drücken. Das Team bekommt auf die Mütze und mein Sohn nicht eine Minute Einsatzzeit. Im Dezember wird er 21. Er hat sich für das Collage entschieden, um seinem Traum von der Profilaufbahn näher zu kommen. Heute wird er grübeln und zweifeln. Wie alle, die hohe Ansprüche an ihr Leben haben und einen Nackenschlag kassieren. Ich weiß das. Und ich weiß, dass man eine Menge Schlaglöcher auf dem Weg zum Erfolg mitnehmen muss. Und dass es am Ende wohl sowieso nie genug Erfolg sein wird. Ein Wissen, das leider gar nichts nützt. Ihm nicht. Mir nicht. Lebenserfahrung lässt sich nicht weitergeben wie ein Taschenschirm an Regentagen.

30. Oktober, Mittwoch – Wickerode, Sangershausen & Hamburg

10.441 Schritte



Eine Schulesung am Morgen, diesmal auf dem Programm: „Es war einmal Indianerland“. Dann geht es am Mittag mit der Bahn Richtung Heimat. Auf dem Rückweg merke ich, wie die Anspannung der letzten Tage und Wochen abfällt. Ich bin nur auf Sicht geflogen, habe ich das Gefühl. Und es gab dabei noch viel zu jonglieren, und nicht immer war es einfach, alle Bälle in der Luft zu halten. Aber ich bin Profi. Und will es sein. Also wundere ich mich auch nicht, dass es bei der Ankunft in Hamburg keine Konfettiparade gibt. Stattdessen gönne ich mir und dem Hund einen langen Spaziergang.

31. Oktober, Donnerstag, Hamburg

12.556 Schritte



Klingt es wie ausgedacht? Es ist aber wahr: An diesem letzten Oktobertag um 11.45 Uhr landet eine Mail mit dem Betreff „ad astra“ in meinem Posteingang. Von meiner Lektorin. Ich bin gerade mit A. und unserer Jüngsten, die sich das für diesen Feiertag so gewünscht hat, im Tierpark.

Meine Lektorin schreibt: „Lieber Nils, was für ein superschöner Roman das geworden ist!! Ich bin ganz berührt - und total begeistert.“ Das Lob geht dann noch einige Zeilen so weiter.

Nach einer Pause von rund acht Jahren ist „Engel der letzten Nacht“ wieder das erste gemeinsame Projekt. Meine Lektorin findet, dass man mir die gewonnene Erfahrung anmerkt, dass die Geschichte davon profitiert. Was ich natürlich alles gerne höre. Sie schreibt: „Ich habe nicht viel gemacht, wie du sehen wirst.“ Und

sie schreibt am Schluss: „Ich danke dir für dieses schöne Buch. Freue mich so darüber und bin sicher, es wird ein toller Erfolg.“

Die Tierparkpommes schmecken gleich noch mal so gut. Und zum Nachtsch gibt es trotz winterlicher Temperaturen Eiskonfekt.

*

Später, zurück am Schreibtisch, öffne ich die angehängte Datei. Im Dokument werden 1195 Überarbeitungen angezeigt: Einfügungen: 374. Löschvorschläge: 540. Verschiebungen: 4. Formatierung: 203. Kommentare: 74. Aber nur an zwei Stellen muss ich wirklich noch einmal ran. Der Roman ist also praktisch fertig. Die Frage vom Anfang des Monats scheint beantwortet. Es ist gelungen. Zumindest wird diese Geschichte gelesen werden können, es wird dieses Buch geben. Ein Buch mit meinem Namen drauf, in dem ein Stück Welt aus dem Nichts erschaffen wurde und das in unserer Welt dann existieren wird. Und wieder erscheint es im Rückblick geradezu verrückt: Dass man sich den Kraftakt zugetraut hat, dass ich geglaubt habe, dass das möglich ist. Ohne eine Portion Größenwahn geht es nicht.

*

Der Kreis schließt sich. Der Monat endet dort, wo er begonnen hat. In der Schreibgarage am Klapprechner. Und bevor ich ihn für heute schließe, füge ich noch eine letzte Notiz in dieses Tagebuch ein. Sie ist vor gut einer Woche auf Amrum entstanden. Aber ich verschiebe sie jetzt hier ans Ende ...

*

Was hat es mit den hier geteilten Erlebnissen, Gefühlen und Ideen auf sich? Wer schreibt hier über wen? Ich erinnere mich: Es gab eine Zeit, da fühlte es sich an wie Etikettenschwindel, wenn ich mich selbst als Schriftsteller bezeichnet habe.

Dieses Gefühl gibt es nicht mehr. Und doch: Wenn ich darüber nachdenke, wie viele Schritte dafür in den letzten fünfundzwanzig Jahren nötig waren, kommt es mir beinah vor wie ausgedacht. Durch das Schreiben habe ich mich, mehr oder weniger nebenbei, auch selbst mit erfunden und erschaffen. Dieses Spiel kennt kein wirkliches Ende. In welche Richtung ich auch aufbreche: Immer wieder komme ich bei mir an. Das Schreiben ist und bleibt eine Flucht und eine Annäherung zugleich. Beim Schreiben trete ich zurück und fühle mich ein. Ich nehme Abstand zu mir selbst und lerne mich neu kennen. Unterm Strich lässt sich vielleicht sagen: Schreiben heißt sich distanzieren, um sich zu bekennen.



Fortsetzung folgt ...